

Annette Schavan

Eine andere Lebensmöglichkeit

Fastenpredigt am 15. März 2013 im Essener Dom

Was für eine beeindruckende Woche liegt hinter uns: habemus papam! Mit der Wahl von Papst Franziskus beginnt ein neues Pontifikat. Die Bilder des neuen Papstes auf dem Balkon werden uns noch lange in Erinnerung bleiben. Das waren berührende Bilder. Da steht ein bescheidener Mann auf dem Balkon, fast regungslos, der nur zögerlich den Arm hebt, der sich vor der riesigen Menschenmenge verneigt und der die Menschen um ihren Segen bei Gott für ihn und sein Pontifikat bittet. Es war für kurze Zeit ganz still auf dem Petersplatz, trotz der riesigen Menschenmenge, die sich da versammelt hatte. Wir haben gespürt, dass etwas Neues beginnt. Papst Benedikt XVI. hat sich in seinem Pontifikat um die Stärkung des Glaubens bemüht, der große Theologe hat viel nachgedacht über das Verhältnis von Glaube und Vernunft und die Entwicklung der christlichen Glaubenstradition in der Moderne. Papst Franziskus wünscht sich eine arme Kirche für die Armen der Welt. Er wird uns lehren, wie Glaube und Gerechtigkeit sich zueinander verhalten und was das für die Kirche bedeutet. Er wird uns erinnern an die Verantwortung, die diese Kirche für die Armen der Welt trägt.

Wenn wir über unser Verständnis als Christinnen und Christen in der heutigen Welt nachdenken, dann stellt sich uns unweigerlich die Frage nach unseren Bindungen. Dann werden wir gefragt werden nach dem, woran unser Herz hängt, wozu wir uns verpflichtet fühlen und woran wir gebunden sind. Das hat die Kirche zu allen Zeiten beschäftigt. Worin begründet sich unsere Frömmigkeit? Wie verhalten sich unsere Frömmigkeit und öffentliches Wirken zueinander? Ich erinnere mich an eine katholische Publizistin, der ich in den achtziger Jahren begegnete. Sie sagte mir damals: „Frau Schavan, Sie müssen sich entscheiden: Man kann entweder fromm sein oder politisch.“ Das hat mich damals lange beschäftigt. Für einen Menschen, der viele Jahre im öffentlichen und politischen Leben steht, wirkt eine solche Aussage provozierend. Sind das unsere Alternativen: fromm oder politisch?

Papst Benedikt XVI. hat bei seiner Deutschlandreise im Jahre 2011 in Freiburg eine Rede vor katholischen Christinnen und Christen in öffentlicher Verantwortung gehalten. Darin sprach er von einer notwendigen Entweltlichung der Kirche. Diese Rede hat für viel Aufregung gesorgt. Immerhin hielt er sie in Freiburg, der Stadt mit dem Sitz des Caritas-Verbandes. Und es waren ausdrücklich Menschen des öffentlichen Lebens eingeladen. Vertreter der Kirche haben danach erklärt, der Papst habe keinen Rückzug der Kirche aus dem öffentlichen Leben gemeint. Ihm sei das Wirken der kirchlichen Verbände und Räte kein Dorn im Auge. Es sei wohl eher eine Anregung für die Christen in öffentlicher Verantwortung und für die Kirche, sich darüber zu vergewissern, aus welchen Bindungen heraus wir leben. Als ich später über diese Rede nachdachte, fiel mir eine Geschichte aus dem Neuen Testament ein, die viel aussagt über das Verständnis des Christen und der Christin von der Welt und der Entweltlichung. Es ist die Begegnung Jesu mit dem reichen Mann, die sich auf seinem Weg nach Jerusalem ereignet. Sie steht im Markus-Evangelium.

Jesus ist mit seinen Jüngern auf dem Weg nach Jerusalem. Das ist ein schwerer Weg. Werden die Jünger ahnen, dass das nicht gut ausgeht? Sie haben schon auf dem Berg Tabor versucht, Jesus davon zu überzeugen, dass man dort Hütten bauen kann. Vielleicht hing das ja mit ihrer Ahnung zusammen,

dass es gut sei, den Weg nach Jerusalem nicht weiterzugehen. Jesus macht ihnen deutlich, dass er seinen Weg bis zum Ende gehen wird. Er wird unter Hosianna-Rufen in Jerusalem einziehen, wird gefeiert, bejubelt und willkommen geheißen werden. Das ist wenige Tage vor dem Ruf der Menschenmasse: „Kreuzige ihn.“ So nah können die Hosianna-Rufe und die Kreuzigungsrufe beieinander liegen. Wer heute bejubelt wird, kann morgen ans Kreuz geschlagen werden. Die Pharisäer und Schriftgelehrten waren vom Wirken Jesu tief verunsichert. Er hat ihre Ordnung gestört. Sie kamen mit ihm nicht zurecht. Ihnen war ihre Ordnung wichtiger als seine Lehre und Einladung zu einem neuen Leben.

Nun also geht er seinen Weg weiter und trifft den reichen Mann. Der erfährt im Gespräch mit Jesus eine Situation tiefer Verunsicherung. Jesus erklärt ihm, er müsse sich von seinem Reichtum lösen, um ihm nachzufolgen. Er spricht davon, dass eher ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe als ein Reicher in den Himmel komme. Soll ihn wirklich sein Reichtum daran hindern, in den Himmel zu kommen?

Wir haben diese Geschichte oft gehört. Sie provoziert auch uns. Sie wirkt wie ein Stachel im Fleisch. Wir können uns schwerlich herausreden mit dem Hinweis, dass unsere Besitztümer nicht so erheblich sind, dass wir gemeint sein können. Es geht nicht um den Kontostand. Es geht nicht um mehr oder weniger Reichtum. Der Mann ist auch deshalb so verunsichert, weil er ein Leben lang die Gebote einhält und sich an die Regeln seiner Religion hält. Und so sagen auch wir: Wir versuchen unser Bestes, wir achten die Gebote und tun nichts Böses. Es muss also Anderes gemeint sein als der Umgang mit den Geboten.

Die Frage, die Jesus in der Geschichte stellt, ist die Frage nach unseren Bindungen: Die Frage danach, wovon wir uns in Anspruch nehmen lassen, und wofür wir unsere Kräfte einsetzen – als Einzelne, als Kirche und als Gesellschaft. Da ist die sehr politische Frage, die an uns gerichtet ist, wie frei wir dafür sind, Partei zu ergreifen für die, die ohne Besitz sind, die sich benachteiligt fühlen, die schutzlos sind.

Sind wir nicht viel zu sehr mit uns beschäftigt, als dass uns die Schutzlosen und Besitzlosen beschäftigen könnten? Wirken wir als Einzelne, als Gemeinde und als Kirche nicht oft arg selbstbezogen? Wir lassen uns in Anspruch nehmen, in unserer Zeit, in unseren Kräften, Interessen und Talenten von dem, was uns vordergründig im Alltag begegnet. Wir schreiben manche Verengungsgeschichte. Ja, theoretisch wissen wir schon um die Option für die Armen. Aber erkennen wir sie noch? Nehmen wir sie wahr? Sind sie es, von denen wir uns in Anspruch nehmen lassen?

Jesus vermittelt dem Mann, seinen Jüngern und auch uns, dass die Einhaltung der Gebote nicht unwichtig ist, sie einzuhalten aber nicht mehr und nicht weniger bedeutet als die Vorbereitung zu dem, was Jesus ihm anbietet: **eine neue Lebensmöglichkeit**. Der Verlust seiner Besitztümer wird ihn in der Überzeugung Jesu eben nicht ärmer machen als vorher, gleichwohl aber freier.

Die Aufforderung Jesu ist letztlich ein Ruf in die Freiheit. Diese Freiheit wirkt wie ein Stachel. Sie konfrontiert uns mit der Frage, woran unser Herz hängt, und wovon wir uns provozieren lassen. Jesus lädt ein zu einem Leben, das sich nicht allein in der Tradition der Gebote und Ordnungen erschöpft, vielmehr eine Offenheit und Liebe zum ganzen Leben signalisiert; einem Leben, das sich nicht sklavisch an die eigenen Erfolge bindet, sondern Sinn findet im Loslassen und darin, sich den Besitzlosen, den Schwachen, den Hilfsbedürftigen und Ausgegrenzten zuzuwenden.

Zum Verhältnis von Kirche und Welt hat das Zweite Vatikanische Konzil die prägnante Aufforderung formuliert: „Glaube und Hoffnung, Trauer und Angst der Menschen von heute sind auch Glaube und

Hoffnung, Trauer und Angst der Jünger Christi“ (Gaudium et spes). Christen können demnach nicht gut leben, Kirche kann nicht unbehelligt bleiben, wo Not existiert. Not in der Welt und Not in der Kirche. Johann Baptist Metz spricht im Blick auf christliche Existenz von einer „Mystik der offenen Augen“ (ders. *Mystik der offenen Augen. Wenn Spiritualität ausbricht.* hrsg. von Johann Reikerstorfer. Freiburg 2011). Danach ist der christliche Glaube immer verbunden mit der Suche nach Gerechtigkeit. Mystik versteht er nicht als eine „spirituelle Selbsterfahrung“, sondern als „spirituelle Solidaritätserfahrung“. Für Christinnen und Christen ist die Welt verbunden mit der Aufgabe der Gestaltung im Dienst der Gerechtigkeit und Solidarität. Wir sind demnach aufgerufen zu einer kritischen Zeitgenossenschaft. Die Dienste der Caritas sind ein herausragendes Beispiel dafür. Sie leistet nicht nur Solidaritätsdienste, sie wirkt auch mit an der Sozialgesetzgebung in unserem Land – mit ihren Erfahrungen aus der konkreten Caritas. Sie fühlen sich dem Verständnis verpflichtet, das Papst Johannes Paul II. formuliert hat, wenn er sagt: „Der Weg der Kirche ist der Mensch.“ Wir können diesen Satz übersetzen. Auch der Weg der Politik ist der Mensch und ist die Gesellschaft. Um deren Gestaltung geht es. In einer Gesellschaft existieren viele Einzelinteressen. Politik geht nicht einfach diesen oder jenen Interessen nach. Politik muss Interessen abwägen. Sie ist ausgerichtet auf das Gemeinwohl – auf das, was alle betrifft: die öffentlichen Güter und Werte. Politik gestaltet Beratungs- und Entscheidungsprozesse, in denen Güterabwägungen zu leisten sind. Und jede Entscheidung, die wir treffen, muss dem Gemeinwohl Rechnung tragen. Wer im öffentlichen Leben steht, wird danach gefragt, wie und warum er diese oder jene Abwägung vorgenommen hat.

Politikerinnen und Politiker stehen unter öffentlicher Beobachtung. Sie erleben Zustimmung und Ablehnung, Applaus und Kritik. Sie sind nur selten privat. Sie wissen, wie nahe Zustimmung und Ablehnung beieinander liegen.

Auch die Kirche wirkt politisch. Ihre Vertreter beraten Politik, ermahnen Politik, sie kritisieren und setzen Impulse. Wer als katholischer Christ – wie ich – über viele Jahre im politischen Leben steht, der hat das alles schon erlebt: die Zustimmung und den Applaus, die Kritik und Ablehnung. Ich habe gelernt, dass ich mich von Applaus ebenso wenig vereinnahmen lassen darf wie von der Ablehnung. Beides darf im eigenen Leben keinen zu großen Raum einnehmen. Beides ist vorübergehend. So wie politische Ämter Ämter auf Zeit sind. Das habe auch ich gerade erfahren.

Selten ist mir die Geschichte von der Begegnung Jesu mit dem reichen Mann so nahe gewesen, hat mich so bewegt. Die neue Lebensmöglichkeit, die Jesus dem reichen Mann anbietet, ist eine Quelle von Gelassenheit gegenüber den alltäglichen Versuchungen der Abhängigkeit von der Akzeptanz und der Ablehnung anderer, von Triumph und Niederlage.

Diese Gelassenheit bedeutet eine große innere Freiheit. Innere Freiheit wiederum ist die Grundlage für eine innere Festigkeit, die unabhängig macht. Sie darf nicht gleichgültig machen. Sie hilft aber, auch die schweren Zeiten zu bestehen, in denen die Ablehnung höher ist als die Akzeptanz. Sie lässt mich auch spüren, wie groß die Verbundenheit vieler Menschen in schwierigen Tagen sein kann.

Und die Kirche? Kann mit der Entweltlichung vielleicht auch gemeint sein, aus einer solchen inneren Freiheit die Wege von Menschen zu begleiten – in kritischer Zeitgenossenschaft? Die Kraft der Kirche besteht doch vielleicht gerade darin, in den Situationen von Irrungen und Wirrungen – und die gab es zu allen Zeiten – das Gelingen und das Scheitern zu begleiten und nicht vor der Zeit zu richten. Schon damals, zu Zeiten Jesu, scharten sich die Menschen um ihn, als sie spürten, dass er ihre inneren und äußeren Nöte verstand. Er provozierte mit seinen Antworten und zeigte zugleich eine neue Lebensmöglichkeit auf. Ein Leben in jener Freiheit, die offen macht für die moderne Welt, die nicht

im Hier und Jetzt gefangen ist, die den Aufbruch wagt in eine neue Zukunft mit ihm, der den Tod überwunden hat und uns neues Leben schafft.

Innere Unabhängigkeit meint nicht Teilnahmslosigkeit gegenüber der Welt, in der wir leben. Sie kann uns nicht gleichgültig sein. Sie fordert uns als Einzelne und als Kirche heraus. Aber genau das, sich herausfordern zu lassen, setzt voraus, nicht ständig nur an die eigenen Angelegenheiten gebunden zu sein, meint, sich nicht andauernd an sich selbst und die eigenen Bedürfnisse gebunden zu fühlen. Es bedeutet, sich über die eigenen Interessen hinaus für das zu öffnen, was alle angeht und den Zusammenhalt ausmacht – in Kirche und Gesellschaft.

Das ist unser Verständnis von kritischer Zeitgenossenschaft: Interesse zu zeigen an dem, was Europa zusammenhält, an dem, was das Miteinander der Generationen ausmacht, an einer weltweiten Verantwortungsgemeinschaft, in der nicht die Einen auf Kosten der Anderen leben. Das öffnet auch unseren Blick für den Geist der Gebote und Regelwerke, und es führt zu einem anderen Umgang mit dem Scheitern. Es öffnet den Blick für die andere Lebensmöglichkeit, die Jesus dem reichen Mann aufzeigt: Innere Freiheit begründet innere Festigkeit.

So kann auch für die Kirche gelten: Freiheit begründet Festigkeit in dem, wovon wir Zeugnis geben, von Gottes Treue und seiner Begleitung in den Irrungen und Wirrungen unserer Zeit.

Karl Rainer macht uns dazu Mut, wenn er schreibt: „Wir spielen immer die unvollendete Symphonie der Ehre Gottes, und immer ist nur Generalprobe“ (ders. Das Konzil – ein neuer Beginn, hrsg. von Andreas R. Batlogg und Albert Raffelt. Freiburg 2012. 51.).